

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

231 (6.10.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Wenn der Weizen rüft....

John Macintosh tritt in die Gelöstnisse seiner ausgefrachten Kaffisboje, um erneut die Existenz seiner zehn Dollar festzustellen. Ob, man konnte nicht wissen, was sich in dieser verflucht bösen Zeit alles in den verräucherten Pool rooms herumdrückte. Nur aus Vorsicht nahm er den fettigen, verklebten Schein und steckte ihn in den leinwandnen Beutel auf seiner Brust, in dem auch die Einwanderungspapiere lagen.

Vor drei Monaten war John aus der großen Stadt am Stillen Ozean in dieses Tal der Rocky Mountains gekommen. Und das war ein Winter gewesen vorher, wie er noch keinen in Kanada erlebt hatte. Hunderte umlagerten Tag für Tag die Arbeitsvermittlungsstellen, doch immer wieder starrte sie das gleiche Schild an der Tür an: „No workers wanted“ (Es werden keine Arbeiter gebraucht). Und dann begann die Jagd nach dem täglichen Brot und um eine schmutzige Schlafstelle in den Höhlen der Seemannshäuser und Logierkneipen. Stundenlanges Anstehen an der städtischen Soup line um eine Tasse schwarzer Brühe, die sich Kaffee nannte, und ein Stück trockenes Brot. Dann schnell zur Heilsarmee, wo es nach vielem Beten und Singen eine dünne Suppe gab, mit dem Hinweis, daß Gott keinen Menschen verhungern läßt.

Damals war die Erregung hochgegangen. Die Bürger hatten eine Mills gegründet, um Unrubes zu unterdrücken. Aber immer wieder bildeten sich Gruppen arbeitsloser Männer, die auf der Straße die Postanten anhielten und sie nicht eher durchließen, bis sie ein paar Cents herausrückten, mit denen man sich wenigstens für die Nacht ein Dach über dem Kopf mieten konnte. Und wenn eine Frau beim Betreten an der Türe eine kleine Hausarbeit zu vergeben hatte, für die es einen halben Dollar gab, so rechnete man das schon für einen Glücksfall, von dem man eine halbe Woche leben konnte.

Solche Zeiten wollte John nicht noch einmal erleben. Deshalb hatte er sich im Frühjahr auf einen Frachttzug gefahren und war in diese Farmeend gefahren. Wenn auch in der Stadt die Fabriken still lagen, das konnte er verstehen; es waren eben keine Käufer da. Aber draußen auf dem Lande mußte es doch noch Arbeit geben. Aber auch hier hatte er es nicht viel besser getroffen. Immerhin hatte ihm ein mittelbiger Farmer erlaubt, in seiner Bretterhütte auf der Piantage zu schlafen, und ab und zu gab es auch mal einen Tag Gelegenheitsarbeit. Mit eiserner Energie hatte John diese spärlich verdienten Cents zusammengespart, und weil er fast nur von den Früchten lebte, die ihm die Farmer schenkten, hatte er jetzt endlich 12 1/2 Dollar beisammen. Ein Kapital für einen amerikanischen Arbeiter, der „broke“ ist.

Dieses Ereignis zu feiern, war John heute in den Salons des hiden Griechen gegangen. Er hatte vorher eine umfangreiche Mahlzeit zu sich genommen und sie nun mit ein paar Gläsern Bier hinzugesetzt, weil er fürchtete, sein Magen würde sonst diese ungewohnte Kost nicht vertragen. Zugleich aber wollte er bei den durchkommenden Tramps und Bandenarbeitern etwas über die Aussichten in der Prairie hören. Tatsächlich war die Lage in den Weizenprovinzen fast der einzige Gesprächsstoff der anwesenden, zerlumpte und nicht gerade vertrauenswürdig aussehenden Gesellen.

Da kam ein neu eingetretener Junger, der gerade von dem nach Westen abgehenden Eisenbahnzug gekommen war, um sich am Postischen Ozean anheuern zu lassen, eine Zeitung aus und sagte: „Well, boss, für ein Nachtlager bringe ich euch die neuesten

Nachrichten aus der Prairie!“ Durch eine Sammlung war schnell ein halber Dollar eingebracht, und nun hörten die Arbeiter die Mitteilung, von der ihr Leben für den nächsten langen Winter abhing. Es stand günstig für sie. Wegen der schlechten Wetterausichten sollten die schikuneweise notwendigen Hilfskräfte — 6000 Mann — sämtlich aus den Westprovinzen geholt werden, während der weite Osten leer ausging. „Das ist ein Glück, was?“ beklammerten sie sich gegenseitig, ohne an die vielen Tausende zu denken, die ebenso hungrig auf der anderen Seite saßen.

Am nächsten Morgen begann der Ansturm auf das Arbeitsbüro, um einen Berechtigungschein für eine Barrester (Erntearbeiter), Fahrkarte zu bekommen. Tatsächlich wurde ein Teil sofort abgefertigt, die sich gleich über den See nach der Hauptlinie der Kontinentalbahn begeben sollten, um dort den ersten Barrester-Zug abzuwarten. Unter ihnen war auch John Macintosh, der die ganze Nacht vor der Tür verbracht hatte, um ja der erste zu sein. In Kamloops mußten sie noch zwei Tage auf dem Bahnhof warten, bis der Sonderzug ankam. Die langen Koffeinwagen waren schon überfüllt. Selbst auf den Dächern saßen einige, die die Art des Reisens jedem bequemen sich vorzogen. Aber von Bequemlichkeit war hier bei der Massenabfertigung, an der die Eisenbahngesellschaft wegen der Ermäßigung des Fahrpreises wenig verdiente, überhaupt keine Rede. Die einzigen freien Plätze waren noch auf den Gepäckbretern.

Von der Schönheit dieser Strede der Canadian National Railway quer durch die Rocky Mountains haben die Insassen des Zuges nur wenig. Ihnen steckten die bevorstehende Arbeit und der lohnende Verdienst in den Knochen. Nur einmal, als der Mount Robson seinen über 4000 Meter hohen Eisgipfel zeigte, konzentrierte sich die Aufmerksamkeit nach außen. Sonst war allen der Betrieb in den langen Gängen des Wagens viel interessanter. Da wurden unheimliche Abenteuererzählungen erzählt, Erfahrungen ausgetauscht und Netten abgeholfen. So kam auch unter John Macintosh mit einem Amerikaner aus den Vereinigten Staaten, dem das Trampleben den Augen blühte, in einen Streit über die Frage, bei welcher Geschwindigkeit man noch vom Jenseit unterbringen konnte. Schließlich sollten sie beide in übermühter Weise ihre Fähigkeiten an den Stationen praktisch vorführen. Keiner wollte dem anderen eine Blöße geben, und so sprangen sie schon bei immer größer werdenden Fahrgeschwindigkeiten ab. Die Schaffner schüttelten die Köpfe und warnten sie, aber weiter kümmerten sie sich nicht um das Treiben der Kerle, denn sie waren ja für deren Leben nicht verantwortlich. Die Menge der aus den Fenstern Zuschauenden aber grüßte bei jeder neuen Leistung. Bald hielten sie beide von den Wunden, die sie sich beim Stürzen zugezogen hatten. Doch als sich John schließlich in verbissener Tröge sogar den Arm ausstreckte, wurden die Unmuthgelehrten mit Zwoana zurückgehalten. „Ihr wollt doch nicht schon hier draufsteigen, sondern noch eure Dollars bei den Farmern holen und hinterher bei den Weibern in der Stadt ein paar lustige Wochen verleben. Später könnt ihr ruhig irgendwo in einem Hof der Stadt abkrachen“, meinte grinsend ein alter Graubart, und sie mußten sich zur Einigung die Hände schütteln.

Dann kam plötzlich die Ebene. Erst Weiden und große Viehweiden und schließlich die unüberschaubaren Felder der Prairie mit ihren verstreuten Farmhäusern. Immer kleiner wurde die Zahl der

Lebriahleibenden. Je nach der Angabe des Ortes auf den Scheinen des Arbeitsamts gestreuten sich die Arbeiter ungenötigt, wie sie gekommen waren.

Der Weizen wartete auf sie. Ueber Nacht können Schneefürne kommen, und dann ist die Ernte verloren. So wird Set unmenhlicher Arbeit in kurzer Zeit wohl relativ viel verdient, aber dahinter lauert ein langer, arbeitsloser Winter mit neuem Hunger und Elend.

Karl Koellner

Der vielseitige Blitz

Vor kurzem wurde in der populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Das Weltall“ die seltene Aufnahme eines achtfachen Blitzes wiedergegeben, die Herr Dr. Martin Zimmermann in Charlottenburg geschossen war. Bei dem heftigen Gewitter, das am 7. Juli dieses Jahres in Berlin niederging, trat gegen Abend ein Blitz die Turmspitze der Epiphanienskirche in Charlottenburg. Dieser Augenblick wurde durch einen glücklichen Zufall festgehalten. Die Belichtung der Photographie begann ungefähr 10 Minuten vor dem Einschlag des Blitzes und wurde sofort nach erfolgtem Einschlag beendet. Im Gebäudekomplex der Kirche wurden durch den Blitz über ein Dutzend Pfeilerstützen durchgeschnitten. In den in der Nähe liegenden Häusern wurde dabei ebenfalls ein Erlöschen des elektrischen Lichtes beobachtet.

Aber im Laufe der Zeit sind vom Blitz noch ganz andere Wirkungen hervorgerufen worden als nur das Zerschneiden von Eichenstämmen. Einmal wurden einer Bäuerin, die in einem Gehäus vor dem Unwetter Schutz gesucht hatte, vom Blitz sämtliche Kleider vom Leibe gerissen, so daß sie nackt und bestunungslos liegen blieb. Im Juli 1896 wurde ein Mäher bei Chalou vor Saone in dem Augenblick vom Blitz getroffen, als er sich eine Zigarette anzündete. Doch nicht nur entzündete sich der Blitz die Menschen; er kann sie auch zerstören. Dieser Fall ereignete sich im Juni 1886 in einem Ort des Jura-Gebietes. Eine junge Dame ging während eines Gewitters unter dem Schutze eines Regenschirmes von dem Dorfe Dumenil nach Bressan. Mithilich kühlte der Blitz neben ihr ein, ohne daß sie irgendwelche Entsetzungen verspürte. Zu Hause aber bemerkte sie in ihrem Entsetzen, daß sie keine Haare mehr auf dem Kopfe hatte; sie waren ihr wie mit einer Maschine abstrahiert worden. Das gleiche Schicksal hatte auch schon einmal ein junger Schiffsheute während der Fahrt vom Orient nach West am 12. Februar 1812 erlebt. Ein andermal fuhr der Blitz durch den Schornstein in ein Bauernhaus, riss den Schloß aus der Tür und warf einen Kochtopf mit Deckel dem Herde herunter. Der Schloß wurde dann später unter einem Schranke wiedergefunden.

Im Sommer des Jahres 1865 betätigte sich ein Blitz als Detektiv. Einem Arzte war die Geldbörse entfallen worden, die auf der einen Seite in Stahl sein Monogramm enthielt, das zwei gekreuzte „D“ zeigte. Der Dieb konnte trotz eifriger Nachforschungen nicht ermittelt werden. Drei Tage später wurde der Arzt zu einem vom Blitz getroffenen Manne gerufen, der leblos unter einem Baume lag. Nach der Entdeckung des Mannes fand man, daß zwei gekreuzte „D“ auf das Fleisch des einen Schenkels wie Monogramm eingedrückt waren. In der Tasche dieses Mannes fand man das Monogramm eines anderen. Die Elektrizität hatte den Stahl des Monogramms durchsichtig gemacht, und dabei hatte das Metall seine Granularität dem Fleische angedrückt. Aber nicht nur verwunden und tödlich kann der Blitz; er soll auch heilkräftige Wirkungen haben. Die Zeitschrift Gazette de Santos vom 1781 veröffentlichte kürzlich eine authentische Bericht über die Rettung eines jährlich belästigten durch den Blitz. Solche Fälle sind übrigens mehrfach registriert worden. Bei den weit zurückliegenden, alten Berichten wird allerdings eine gewisse Skepsis angedeutet. In einer Zeit, in der man allgemein glaubte, daß der Blitz ein Werkzeug des „Fürsten der Dämonen“ sei, wird man sich bei Berichten über Blitzeffekte nicht allzu sehr an die wissenschaftlichen Tatsachen gehalten haben.

Erich Kraus

WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf

„Frankreich muß leben!“ — Diese Worte spricht zur gleichen Stunde der französische Ministerpräsident Baron Saint Brice. Belgrad hat ihm seinen Kenntnis von dem Ultimatum gegeben, das Herr Capponi auf acht Uhr des nächsten Morgens befristet hat. Besorgte fragt Belgrad an: Was nun? — Saint Brice freilich unablässig mit schmalen Fingern den weißen Anzeiger. Herr Capponi blinzelt: Ist das jetzt Diplomatenbrauch in Europa? Der Blick des Greises, eines Siebzigers, streift nach der andern Ecke des Schreibzuges. Dort steht der Funkspruch des „Helios“: „... jede andersgeartete Kombination entfällt!“ Das ist auch Diktat! — Der Greis wieht mißbilligend den Kopf. Selbstverständlich will auch er den Frieden, aber wer, in des Himmels Namen, spielt von Anfang an mit offenen Karten! Sein Außenminister hat ja damit Frankreichs Politik von Haus aus festgelegt! Außerdem hätte er sich den Appell vom „Helios“ her ruhig vernünftiger stellen, den Appell nämlich an Belgrad, Tirana und Rom! Ein Staatsmann kann nicht mit Brutalität arbeiten. Saint Brice ist mit seinem Außenminister nicht zufrieden. Es war zweifellos ein Fehler, gerade mit diesem Sozialisten Leon Brandt ein Kabinett zu bilden. Doch er im Augenblick ein paar tausend Kilometer außerhalb der Schußbahn ist, muß noch als Günst des Schicksals betrachtet werden! Der Ministerpräsident erhebt sich und geht mit raschen, jugendlichen Schritten durch das Zimmer. Sein Gesicht ist vor Erregung leicht gerötet und kontrahiert mundervoll zu der schneeweißen Haarfülle, die wie eine lockete Perle die gestirnte Stirn umrahmt und in geöffneter Fritur tief über den Hinterkopf herunterfällt.

Also das römische Ultimatum... richtig... Belgrad fragt bedrückt: Was nun? — Saint Brice wirft den Kopf zurück. Vor Rom wird nicht um Zollbreite zurückgewichen! Capponi soll seinen billigen Sieg danontzagen. Nicht den Schatten eines Sieges! Seit fünfzehn Jahren sieht Frankreich zu, wie Italien seine Vormachtstellung im Mittelmeer aufzubauen trachtet. Frankreich läßt sich nicht auf den zweiten Platz verweisen! Was geben die Welt Italiens Bevölkerungsfragen an? Jede Nation hat sich in dem Bett einzurichten, das Natur und Schicksal ihr geschenkt haben. Man kann nicht, wie Italien, jahrelang sein Volk zur Fruchtbareit anheizen und dann, wenn das Haus zu eng wird, nach neuem Raum schreien!

Der alte jugendliche Aristokrat hat sich in sanfter Erregung hingeworfen. Jetzt erhebt er plötzlich die Hand wie gegen einen anwesenden Geister: Nicht wahr, edler Römer, es könnte Ihnen passen, jetzt in Albanien ein warmes Nest zu beziehen. Ihre Truppen dort zu stationieren und den andern das Nachsehen zu lassen? Am Mittelmeer wohnt auch Frankreich! — Saint Brice hebt auf die Uhr. Ein Uhr nachts. In einer hal-

ben Stunde beginnt im Palais de l'Elisee der Ministerrat. Der Greis wirft einen raschen Blick in den Kofolospiegel, ordnet ein paar widerpenfische Fäden, die eine Meniateil über die gewöhnliche Linie emporstrecken, flügel. Der Diener bringt Sommerüberzieher und den moustranen Hut. Nachschaffig, man hat heute noch nicht Zeit gehabt, den hellen Sommeranzug mit dem Abendrod zu vertauschen! Aber die größeren Sorgen geben vor.

Mit elastischen Schritten steigt der greise Regierungschef die treppchenbelasteten Stufen des Ministerpalais hinunter.

Amerikas Uhren zeigen die elfte Nachtstunde an. Vor vierzig Minuten hat der „Helios“ die Küste des neuen Kontinents überharrert, hart vorbei an New Jersey. Im Norden war für kurze Zeit der Nebel des fernen Neuzug zu sehen gewesen. Der „Helios“ hat jetzt Südwestkurs. In einer Stunde wird er über Washington fliegen.

Brandt sitzt am Frühstückstisch. Unvergänglich war der Flug! Hätten nicht die alarmierenden Funkmeldungen die Freunde verflört! Wie an einem Traum, der Bernes und doch so peinlich Klages vermittelte, den Brandt an Europa, an das gräßliche Nest an der albanischen Grenze. Weit, unendlich weit liegt das alles irrend-rückwärts im Osten. Ein junger Erdteil weiß seinen fremden Atem herauf. Wieviel Zukunft hat dieses Amerika! Wie bezaubernd ist das Land von Menschen und Ländern! Und doch fühlt sich Brandt in dieser Stunde dem alten, von Sorgen zerfressenen, von Fiebern geschüttelten Europa zugehörig, das zukunftsstrahlig ist — trotz allem!

Froussants Gebiß klappert hinter Brandts Schulter. „London, Amerika.“ Er hält seinen Mund dicht an das Ohr des Ministers und liest den Funkspruch vor. „Drei Uhr nachts. — Rom hat Belgrad in ultimativer Form aufgefordert, bis heute acht Uhr morgens das albanische Gebiet zu räumen. Der italienische Schritt hat überall starkes Befremden hervorgerufen, da der inzwischen versärferte Tatbestand gestellt wird. London bietet alles auf, um zu rascher, friedlicher Lösung beizutragen.“

Brandt umkrallt das Höhenkreuzer, als wollte er den „Helios“ geradeaus auf die Erde aufrennen lassen. Direkt nach Genf! Römische Ultimatum! Die Not do hinten im Osten kniff heraus zum fernen „Helios“! Das also ist Capponis Antwort auf Brandts Appell, normale Zustände herzustellen? Verliert Europa die Bestimmung? Ultimatum! Was soll die lächerliche Geste, hinter der nichts steht! Machtgebärde, die nur Gelächter auslösen kann! Wer will heute in Europa noch seinen Machtwillen durchsetzen gegen die Völker! Rom? Belgrad? Truppenaufmärsche monstros, nicht wahr? Und Leon Brandt ist der Hanswurst, der sich widerstandslos von den Herren Staatsmännern hinter die Kulissen des Welttheaters abhangeln läßt!

Wohle schallt Brandts böhnliche Lache. Die Motore hämmern plötzlich mit sinnloser Wut. Lechten Atem der! Noch fünfzig Kilometer! Zwanzig Kilometer! —

Von Silden der knattert es entgegen. Zwei amerikanische Flugzeuge mit Lichtern holen feierlich den ankommenden „Helios“ ein.

Washington ahnt wie ein Meer von Leuchtschiffen. Der „Helios“ brennt seine schwebende Fahrt. Vor ihm, wassermend, fliegen die Amerikaner. In sanftem Bogen um die lichtprübende Stadt herum. Ein grell beleuchtetes Rädchen von gewaltigen Ausmaßen, wie ausgepumptes Kinn, scheint sich am Erdboden ab: der Flughafen von Washington. Leuchtschiffen mit rotierenden Scheinwerfern überfluten ihn mit Leuchtschiffen.

Gebrochelte Motore. Schräg steht der goldgelbe „Helios“ in der Nacht.

Die Motore stoppen ganz ab. Der Reisendenpaar sitzt im Gleitflug zur Erde, hinein in den dröhnenden Nebel einer bezaubernden Menage, die Frankreichs Außenminister grüßt, den verwegenen Piloten, den seltsamen Menschen Leon Brandt, dessen Name gebildet und geliebt wird.

VI

Der stolze Bau, den sich die Nationen kaufen als Symbol der Kraft und Eintracht, wirkt in der Nacht auf den 22. August 1934 seine Lichtschindel heraus auf das schlafende Genf.

Seit zwei Uhr sind die vierzehn Weltweisen am runden Tisch versammelt. Grün verhangene Lampen geben behagliches Licht. Die sitzen die ständigen und nichtständigen Ratsmitglieder in schicklich geformten Sesseln, zwischen weichen und schicklichen Polstern. Auf jedem Platz liegt die berühmte Lebermarne, Parier, Füllfederhalter. Biazretentraum weht über den Köpfen blaue Schleier.

Ran steht es den vierzehn Gelehrten an: Bitte, um keinen Preis Erregung dokumentieren! Die Sache ist viel zu wichtig, um darüber rote Köpfe zu bekommen. Hier wird jedes Wort auf die Goldwaage gelegt, und wo sich dennoch ein stärkerer Laut vorwagt, wird mit nachschämen, laut vermerkt dem Nachschämen quittiert. Hier, an diesem runden Tisch der Völker Welt, schneit wandt der Boden unter den Füßen.

Der Franzose, der den Vorsitz führt, spricht über eine Stunde. Er betrachtet den Fall von allen Winkeln, ohne Leidenschaft. Wer hat die Streitigkeiten in Albanien veranlaßt? Wer ist der Schuldige? Ueberstürzt der südliche Balkan seine Machtbefugnis? Ziel seine Augen auf albanischen Boden oder fälscht dort nur der Getroffene zusammen? Belgrad bürdet Tirana. Tirana Belgrad die Schuld auf. Albanien hatte nicht schwerer zu entscheiden als diese Verzweigung.

„Man bürdet die Schuld“, schlägt lächelnd der Deutsche vor. „und die Boge wird ungefähr im Gleichgewicht sein.“ Die Einfachheit der Lösung verblüfft. Der Engländer sieht darauf sofort die praktische Ausanwendung: „Der Rat gibt Belgrad und Tirana auf, ihre Grenztellungen zehn Kilometer hinter die Grenze zurückzuziehen.“

Der Franzose hat Bedenken, diese Zumutung scheint ihm für den Belgrader Freund zu hart. „Die eigentliche Grenzerlegung befindet sich doch darin, daß Albanien über die Grenze einbrachen, die westliche Seite niederzuschlagen und das Wasthaus ansündeten. Albanien muß bestraft werden.“

(Fortsetzung folgt.)